



ISBN: 978-3986600679

© 2023 Kampenwand Verlag  
Raiffeisenstr. 4 · D-83377 Vachendorf  
[www.kampenwand-verlag.de](http://www.kampenwand-verlag.de)

Versand & Vertrieb durch Nova MD GmbH  
[www.novamd.de](http://www.novamd.de) · [bestellung@novamd.de](mailto:bestellung@novamd.de) · +49 (0) 861 166 17 27

Text: Claudia Meimberg  
Lektorat: Dorothea Kenneweg  
Korrektorat: Anna-Lena Kuß  
Bilder: Krzysztof Stefaniak/Shutterstock, Ysbrand Cosijn/Shutterstock,  
Darya Komarova/Shutterstock, Evannovostro/Shutterstock  
Druck: CUSTOM PRINTING  
Wał Miedzeszynski 217, 04-987 Warszawa, Polen

SEHNSUCHTSJAHRE

———— BAND 1 ————

WAS WIR  
IM DUNKELN  
SEHEN

CLAUDIA MEIMBERG



*» Wer die Geschichte nicht erinnert, ist verurteilt,  
sie neu zu durchleben.«*

*George Santayana*



## PROLOG

*Bonn, 10. November 1938*

## HELENE

Sie wissen nicht, was sie tun.« Helene hörte das Flüstern des Mannes neben sich und drehte den Kopf zu ihm. Er war alt, das Haar unter seinem Hut weiß, sein Gesicht faltig wie zerknittertes Papier. Unbewegt starrte er geradeaus, beachtete Helene nicht, hatte wohl nur zu sich selbst gesprochen und es vielleicht nicht einmal bemerkt.

Langsam wandte sie den Blick ab, schaute zurück auf die Synagoge, dieses stattliche Gebäude mit den vielen halbrunden Fenstern in der maurisch anmutenden Fassade. Offenbar war dort ein Brand gelöscht worden, auf dem Boden vor dem Eingang hatten sich kleine Pfützen gebildet, die Schläuche in den Händen der Wehrleute tropften noch. Doch die Menge der Zuschauer löste sich nicht auf, sie schienen auf etwas zu warten, und Helene fragte sich, was nach dem Löschen noch passieren sollte. Sie war zufällig mit dem Fahrrad hier vorbeigekommen, hatte nicht durch die Mensentraube fahren können, die sich auf der gegenüberliegenden Straßenseite gebildet hatte, und war neugierig abgestiegen.

»Ach, schau, das ist doch der Polizeidezernent, der wird ihnen jetzt den Marsch blasen«, wies eine Frau ihren Begleiter auf einen Herrn in einer Uniform hin, der hektisch gestikulierend auf die Feuerwehr einredete. Er klang wütend, sein Kopf war rot angelaufen. Helene stellte sich auf die Zehenspitzen und entdeckte zwei Männer, die große Benzinkanister heranschafften, schwer

daran schleppten, bis sie damit im Inneren des Gebetshauses verschwanden.

Sie verstand nicht, was sie sah. Wozu brauchten sie Benzin? Das war so leicht entzündlich, und der Brand schwelte womöglich noch! Minuten vergingen, in denen nichts geschah, und Helene dachte daran, nun doch weiterzufahren, als Rauch aus dem Eingang der Synagoge drang. Schwer und giftig breitete er sich aus, doch der Wehrtrupp unternahm nichts, um den Brand zu löschen, der da so offensichtlich wenige Meter neben ihnen loderte. Die Männer standen nur da, wie ratlos, miteinander murmelnd. Der Polizeidezernent rief Unverständliches, fuchtelte mit seinen Armen, bis die Feuerwehr sich und ihre Schläuche neu positionierte. Weg von der Synagoge, hin zum Nachbarhaus, einem hell getünchten Hotel. Der Rauch quoll weiter, wurde weniger, jemand seufzte »So wird das nichts.«

Plötzlich schleuderte ein Gegenstand von innen gegen eines der Fenster, Glassplitter regneten zu Boden, und ein Raunen ging durch die Masse. Zwei Kinder kletterten kichernd auf einen Baum, sicherten sich den besten Blick und lachten auf, als plötzlich Flammen aus dem Betsaal schlugen. Das Feuer fraß gierig und fauchte, als ein Mann mit einem Stein ein weiteres Fenster zerschlug. Die Synagoge brannte.

Die Zuschauer rührten sich kaum. Sie schwiegen, beobachteten still, gleichermaßen irritiert wie fasziniert. Irgendjemand klatschte. Helene spürte die Hitze des Brandes auf ihren Wangen, die Körper der anderen Leute, die sich um sie drängten, enger und enger, bis sie kaum mehr den Arm heben konnte.

»Nieder mit dem Judenpack!«, rief eine Stimme hinter ihr, und die Worte lösten die Starre, in der Helene sich befand. Sie musste hier weg, so schnell wie möglich. Mit dem Ellbogen stieß sie an den Alten neben sich, verschaffte sich Raum, drehte sich um und drängte zwischen den Umstehenden heraus. Sie suchte Lücken und murmelte dabei Entschuldigungen, rempelte und drückte, bis sie es endlich durch die letzte Reihe der Schaulustigen geschafft

hatte und frei auf der Straße stand. Sie blickte zurück auf die Spitze der Synagoge, aus der nun dichter, schwarzer Rauch in den Himmel stieg. Sie keuchte. Dann nahm sie ihr Fahrrad und eilte davon.

Ihre Füße traten hastig in die Pedale, die Sorge in ihr war ein guter Beschleuniger. Die Kreuzung ließ sie rasch weit hinter sich, nicht aber den Terror. Sie sah ihn nun überall. Auf der Straße. In den Geschäften und Wohnungen. In den Gesichtern der Uniformierten, die alles Jüdische zerstörten. Berge von Ladeneinrichtungen türmten sich auf den Bürgersteigen, hinausgeworfen und zertrümmert, blindem Hass folgend und doch seltsam orchestriert. Helene passierte ein Modehaus, in dem sie sich einmal einen Rock gekauft hatte, und dessen zerschlagenes Schaufenster nun wie eine offene Wunde klappte. Kleidungsstücke aus feinsten Stoffen lagen davor im Schmutz, jemand warf eine Modellpuppe aus dem Laden, und Helene erkannte die Verkäuferin wieder, die sie damals so freundlich beraten hatte. Nun stand sie mit weit aufgerissenen Augen vor dem Gebäude, wankte und konnte der Barbarei nur zusehen. Helene war versucht, stehenzubleiben, Worte des Trostes zu sagen, doch sie hatte keine Zeit zu verlieren. Sie musste weiter, überquerte Straßen, vorbei an Möbeltrümmern und über Glassplitter, unbeachtet von den vielen Männern, die mit Äxten und Hämmern Existenzen zerschlugen, und unbemerkt von Menschen, die in Handschellen abgeführt wurden.

Als sie sich ihrem Ziel näherte, verlangsamte sie ihre Fahrt, stieg ab und schaute zu Boden, sobald ihr jemand entgegenkam. Sie durfte jetzt nicht aufgehalten werden. Der Laden ihrer Eltern lag vor ihr, ein Schild pries die frischen Eier an, als wäre es ein normaler Donnerstag. Ein Kunde trat heraus, und sie schaffte es gerade noch, rasch um die Ecke des Torbogens zu biegen, der direkt in den Hinterhof führte. Das Wohnhaus dahinter lag ruhig wie immer da, sie schaute hinauf in den dritten Stock, niemand war zu sehen. Sie lehnte ihr Fahrrad gegen die Hauswand und begann zu rennen, durch die offene Haustür, die Treppe hinauf zwei Stufen auf einmal nehmend, bis sie endlich am Ziel war. »Goldberg«

stand auf dem Namensschild der Wohnung, und sie klopfte gegen die Tür. Einmal, zweimal, hämmernd und dabei nach Luft ringend. »Daniel!«, rief sie, doch nichts geschah. »Ich bin es, Helene. Ist jemand zuhause? Hallo?« Sie horchte in die Stille, ihr eigenes Herz schlug laut und ängstlich. Noch einmal klopfte sie, ihre Finger zitterten dabei, doch hinter der Tür war kein Laut zu hören. Sekunden vergingen.

»Bitte. Wo bist du?«, flüsterte sie. Sie versuchte, Ruhe zu bewahren, einen klaren Gedanken zu fassen, aber die Bilder in ihrem Kopf zeigten ein beängstigendes Kaleidoskop von Zerstörung, Verhaftungen und Feuer, Splitter einer Welt, die ihr unbegreiflich war. Dann endlich kam ihr der rettende Einfall, natürlich, warum hatte sie nicht sofort daran gedacht? Sie lief die Stufen zur ersten Etage hinunter und klopfte erneut voller Ungeduld. Erleichtert hörte sie Geräusche aus der Wohnung, und als die Tür geöffnet wurde und sie in das vertraute Gesicht des Menschen schaute, der ihr nun gegenüberstand, fühlte sie eine Last von sich fallen. »Ulrich, ich bin so froh, dass du da bist.«

Er betrachtete sie ruhig, dann verschränkte er beide Arme vor der Brust. Der Stoff des Hemdes spannte sich über den Muskeln, der Blick aus seinen blauen Augen lag auf ihr. Kein Lächeln umspielte die Lippen, kein Gruß kam aus seinem Mund. »Helene.«

Ihre Stimme überschlug sich beinah. »Weißt du, was da draußen passiert? Die Synagoge brennt, sie haben sie angezündet, Ulrich. Überall werden die Geschäfte zerstört, es ist ein Wahnsinn, sie schlagen die Schaufenster ein und nehmen Juden fest. Wir müssen Daniel warnen, und seine Eltern. Wo sind sie? Ich bin hierher gerannt, aber niemand öffnet mir, und ich weiß nicht, was ich tun kann. Oh Gott, wo sind sie bloß?«

Ulrichs Blick glitt über ihren Körper, musterte ihre Frisur, die sich beim Laufen ein wenig gelöst hatte, sodass nun einige blonde Haare in ihrem Gesicht klebten.

»Jüdische Männer werden in Haft genommen«, erklärte er ohne jede Regung.

Helene schlug die Hand vor den Mund. Ein gequälter Laut drang heraus, sie war zu spät gekommen. Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Nein, das darf nicht sein.«

»Vor einer halben Stunde hat man Daniels Vater hier abgeholt. Ich nehme an, Daniel wurde heute ebenfalls festgenommen.« Er hob sein markantes Kinn ein wenig.

»Aber warum?«

»Das fragst du? Sie sind Juden.«

Für einen Augenblick zuckte Helene vor der Kälte seiner Stimme zurück, aber dann besann sie sich. »Aber vielleicht haben sie Daniel noch nicht. Wir müssen ihn suchen, Ulrich.«

»Wozu?«

»Um ihn zu schützen! Sie dürfen ihn nicht festnehmen. Er hat doch nichts getan.«

Er starrte sie an. »Es ist verboten, Juden zu helfen.«

»Aber wir müssen doch irgendetwas tun«, rief sie, obwohl sie wusste, dass es stimmte, was er sagte. Hilflos klammerte sie sich an die erste Idee, die ihr in den Sinn kam. »Wenn wir beide zur Polizei gehen, vielleicht können wir dann herausfinden, ob sie ihn haben. Du bist doch wer bei der HJ, dir geben die Herren bestimmt Auskunft. Komm, lass uns keine Zeit verlieren.« Ungeduldig wandte sie sich schon halb zum Gehen. Doch Ulrich rührte sich nicht. »Nein.«

Sie sah ihn an, irritiert, legte den Kopf schief, als habe sie nicht recht verstanden. »Was meinst du?«

»Ich komme nicht mit.«

»Aber Ulrich! Es geht um Daniel«, erinnerte sie ihn mit Nachdruck. »Er ist dein Freund. Wir sind Freunde. Wir müssen ihm helfen, er braucht uns jetzt.«

Ulrich schüttelte langsam den Kopf. »Wir sind keine Freunde mehr.«

»Was redest du denn da?« Ihre Stimme schlingerte nun unsicher. »Natürlich sind wir das.«

Sein Blick erschreckte sie. Sie kannte jeden Ausdruck seiner Augen, ihr lachendes Leuchten, auch ihre traurigen Schatten, aber nicht die fremde Distanz, die nun darin lag.

»Nein, Helene, das war einmal. Daniel ist Jude. Ich bin sicher nicht sein Freund.«

Seine Entschlossenheit machte sie sprachlos. Sekundenlang dehnte sich die Stille zwischen ihnen. »Und was ist mit mir? Würdest du es für mich tun?«, fragte sie schließlich, und er atmete tief, bevor er antwortete. »Du hast mir am Samstag mehr als deutlich gezeigt, dass wir keine Freunde mehr sind. Wir sind gar nichts. Und jetzt geh.« Er trat zurück in die Wohnung und schlug die Tür zu. Helene blieb im Flur stehen, dann schloss sie die Augen. Die Welt brach zusammen, und sie musste etwas tun. Sie wusste nur nicht, was.

## KAPITEL 1

*Bonn, April 1941*

### HELENE

**D**u hast dir unnötig Sorgen gemacht.« Helenes Mutter Edith lächelte sie an, während sie auf das Haus zuingen, in dem sich ihr kleines Lebensmittelgeschäft befand. »Siehst du? Es hat sich nichts verändert!«

Helene schaute sich um. Es stimmte, die Fassade sah von außen genauso aus wie vor einem Jahr, als sie Bonn für das Pflichtjahr verlassen hatte. Keinerlei Schäden waren zu sehen, auch nicht im Wohnhaus dahinter, wie sie mit einem schnellen Blick erfasste. Die ganze Straße war intakt geblieben. »Ach, weißt du, Mutti, wenn man in der Ferne ist, malt man sich doch schnell schlimmere Szenarien aus.«

»Ich habe dir doch geschrieben, dass alles in Ordnung ist.«

»Ja. Hoffentlich bleibt das so«, murmelte Helene.

Sie erreichten die Ladentür, und Edith stellte ihre Taschen ab. »Aber sicher. Bonn ist viel zu klein, um für unsere Gegner interessant zu sein.«

Tatsächlich hatte Helene auf dem Weg hierher mit eigenen Augen gesehen, dass die Stadt nahezu unbeschädigt war, nur einige wenige Bomben hatten Gebäude zerstört. Als wäre Deutschland nicht seit achtzehn Monaten im Krieg, als hätte es noch keine Angriffe gegeben.

Edith steckte den Schlüssel ins Schloss, dann hielt sie inne und drückte liebevoll den Arm ihrer Tochter. »Ach, ich bin so froh, dass du wieder da bist, mein Kind!«

»Ich auch, Mutti.«

Sie lächelten sich an, dann drückte Edith die Tür auf und trat in den Verkaufsraum. »So. Jetzt komm erst einmal herein.«

Helene folgte ihr. Der altvertraute Duft stieg ihr in die Nase, und sie blieb einen Moment am Eingang stehen. Es war gut, zurück zu sein, bei ihrer Mutter und im Laden. Die Umgebung schenkte ihr ein heimeliges Gefühl. Sie freute sich tatsächlich darauf, wieder hier zu arbeiten, hinter der Ladentheke zu stehen und zu verkaufen. Dabei war die Lehre, die sie bei ihren Eltern gemacht hatte, nie ihr Traum gewesen. Viel lieber wäre sie Schneiderin geworden, aber ihre Eltern hatten sie nun mal im Laden gebraucht und ihr versichert, dass sie sich daran gewöhnen würde. Und sie hatten recht gehabt. Wie gut es war, dass sie damals auf sie gehört hatte!

Nun ließ sie ihren Blick durch den Raum wandern. In deckenhohen Regalen standen Gläser und Konservendosen ordentlich in Reihen, sie betrachtete das kleine Fass für das Speiseöl und die großen Kisten mit Kartoffeln. Auf der hölzernen Theke, die sich über die ganze Breite des Raums erstreckte, warteten eine Waage aus Messing, das Einschlagpapier und die glänzend polierte Kasse auf ihren Einsatz. Alles war sauber und an seinem Platz, so, wie es schon immer gewesen war und vermutlich, hoffentlich, immer bleiben würde. Erleichtert trat Helene ein, als sie aus den Augenwinkeln an der Wand gleich neben der Uhr doch etwas Neues entdeckte. Ein Bild. Adolf Hitler schaute auf sie hinab.

»Oh«, entglitt es Helene überrascht, und sie kräuselte ihre Stirn.

Edith Lange folgte dem Blick ihrer Tochter. »Unser Führer. Das Foto habe ich vor ein paar Monaten aufgehängt. Gefällt es dir? Ich finde, es passt sehr gut in den Verkaufsraum.«

»Ich wusste nicht, dass du Herrn Hitler so verehrst. Das war doch früher nicht so«, erwiderte Helene ausweichend. Erst jetzt erkannte sie, dass der Reichskanzler nicht direkt in die Kamera

blickte, sondern ein kleines Stück daneben. Helene fühlte sich dennoch eigentümlich beobachtet.

Edith lachte verlegen. »Ach, verehren tue ich nur deinen Vater. Aber ich gebe zu, Herr Hitler beeindruckt mich. Es ist doch erstaunlich, wie er unser Land führt, findest du nicht? Immerhin haben wir es ihm zu verdanken, dass es uns wieder gut geht, wirtschaftlich, meine ich. Unter uns gesagt: mit den schnellen Erfolgen der Wehrmacht habe ich nicht gerechnet. Dass selbst Frankreich vor uns einknicken musste, ist doch wirklich beachtlich.«

Helene warf ihrer Mutter einen irritierten Blick zu. Es hatte sich also doch etwas geändert, seit sie nach Münster gegangen war, um ihr Pflichtjahr abzuleisten. Bisher hatte Edith sich nie für Wirtschaft und Politik interessiert, ebenso wenig wie ihr Ehemann, Helenes Vater. Helene hatte die beiden nur selten über Hitler sprechen hören, und soweit sie sich erinnerte, war der Tenor stets weder kritisch noch überzeugt gewesen, vielmehr neutral. Wie ein Schulterzucken.

Diese Gleichgültigkeit schien nun der Vergangenheit anzugehören. Vielleicht, so überlegte Helene, hatte die Euphorie, die in ganz Deutschland herrschte, auch ihre Mutter erfasst. Und war es nicht auch natürlich, dass sie sich jetzt, da sie als Ehefrau eines Offiziers unmittelbar betroffen war, mehr mit den Geschehnissen in Deutschland auseinandersetzte?

»Findet Vati das auch?«, fragte Helene und dachte daran, dass er nun schon seit drei Monaten im Krieg war. »Er war ja nicht so glücklich darüber, dass er eingezogen wurde.«

Edith dachte nach. »Na, du kennst ja deinen Vater, er schreibt nicht oft. Aber ich glaube, es gefällt ihm gut in Frankreich. Er muss ja nicht kämpfen. Du solltest mal seine Briefe lesen, er träumt schon davon, mit seinem Panzer durch Afrika zu fahren!« Sie lachte amüsiert.

»Ja, das mache ich gern«, sagte Helene. Sie freute sich darauf, etwas von ihrem Vater zu lesen, und der Gedanke an ihn löste

Sehnsucht in ihr aus. »Ich bin froh, wenn er wieder zurück ist«, gestand sie. »Gesund und munter.«

»Ihm wird nichts passieren«, betonte Edith energisch, beinahe streng, als wäre es eine feststehende Tatsache. Ein leichtes Rucken ging durch ihren Körper, dann lächelte sie. »Weißt du, wer auch gerade in Frankreich stationiert ist? Natürlich in einer ganz anderen Ecke als dein Vater.«

»Wer denn?«

»Ulrich Bornemann«, verkündete Edith.

»Aha«, gab Helene kühl zurück. Niemand interessierte sie weniger als der Mann, der ihr die Freundschaft gekündigt hatte, der sie und Daniel am Tag des Pogroms in größter Not bitter enttäuscht hatte.

»Sein Vater kauft regelmäßig hier ein. Er hat mir erzählt, dass Ulrich bei der Wehrmacht Karriere machen wird. Er war ja schon immer ein sportlicher Typ und so erfolgreich bei der HJ. Vielleicht wird er mal Oberst. Oder Major. Das wäre doch was.« Sie legte den Kopf schräg, beobachtete ihre Tochter aufmerksam. »Nicht wahr?«

»Wer weiß das schon. In der Schule war Ulrich jedenfalls nie besonders gut.«

»Vielleicht frage ich Herrn Bornemann mal nach Ulrichs Adresse, dann könntest du ihm ein paar Zeilen schreiben. Er freut sich sicher über Post aus der Heimat, und sein Vater ist doch so gespannt in der Weberei.«

Helene schüttelte den Kopf. »Ich möchte Ulrich nicht schreiben. Ich habe nichts mehr mit ihm zu tun.«

»Ach, was!« Edith machte eine wegwerfende Geste und lachte dazu. »Ihr wart doch früher so eng miteinander. Ich verstehe beim besten Willen nicht, warum das auseinandergegangen ist. Ihr beiden wart wie Pech und Schwefel, immer zusammen.«

In Gedanken ergänzte Helene, dass auch Daniel stets dabei gewesen war, auch wenn ihre Mutter diesen Teil der Geschichte ausließ. »Tja, das ist lange her, Mutti.«

»Dabei ist Ulrich inzwischen so ein stattlicher junger Mann geworden. Und durch die Weberei ist er eine gute Partie«, betonte Edith. »Ich bin sicher, dass er damals ein Auge auf dich geworfen hatte.«

»Mag sein.« Helene warf ihrer Mutter einen beinahe mitleidigen Blick zu. Edith konnte nicht wissen, woran ihre Freundschaft zerbrochen war, sie hatte ihren Eltern nie erzählt, was im November vor drei Jahren zwischen ihr und Ulrich passiert war, während die Synagogen gebrannt hatten. Auch, weil es ihr zu gefährlich erschienen war, ihre enge Bindung zu Daniel zu offenbaren. Obwohl sie so unpolitisch waren, hatten sie Helenes Freundschaft zu einem Juden im Laufe der Jahre mehr und mehr hinterfragt. Aus Desinteresse war erst Unsicherheit geworden, dann Skepsis, schließlich Argwohn. Die Juden waren doch alle gleich, nicht? Und so, wie die Dinge nun lagen, würde sie in Zukunft noch mehr Vorsicht walten lassen müssen. Denn nun schaute Adolf Hitler von der Wand in den Verkaufsraum.

Jemand klopfte an die Tür, und Helene war dankbar, dass das Thema damit beendet war. Edith schaute auf die Uhr und schnaubte leise. »Moment!«, rief sie und reichte Helene eine weiße Verkaufsschürze. »Übernimmst du das? Dann gehe ich schnell ins Lager. Kontrolliere die Marken genau, es gibt immer wieder Leute, die meinen, sie müssten betrügen. Aber achte darauf, jede Marke ordentlich einzukleben, damit wir beim Großhändler keine Schereien haben. Wir öffnen um sieben Uhr und schließen um achtzehn Uhr, pünktlich. Und vergiss nicht: Juden dürfen von sechzehn bis siebzehn Uhr einkaufen und zwar ausschließlich dann, ohne Ausnahme!« Sie presste leicht die Lippen aufeinander. »Das gilt ausnahmslos, merk dir das.«

Helene zuckte zusammen. Hatten die letzten Worte wie eine Drohung geklungen? Aber ihre Mutter konnte nicht wissen, dass sie noch immer Kontakt zu Daniel hatte, dass sie sich schrieben und es in den letzten Monaten sogar einige Male geschafft hatten,

zu telefonieren, obwohl es verboten war. Sie lächelte ihre Nervosität weg. »In Ordnung, Mutti.«

Edith nickte, dann sackten ihre Schultern ein kleines Stück nach unten. »Ich dachte, ich erwähne es besser noch einmal. So lange gibt es die Verordnung ja noch nicht, und wenn wir uns nicht daran halten, bekommen wir Schwierigkeiten. Das können wir uns nicht leisten, weißt du?« Sie seufzte. »Es ist schon schwer genug, den Laden ohne deinen Vater am Laufen zu halten.«

Sie sprach leise, es klang erschöpft, und Helene schämte sich plötzlich, dass sie erst jetzt erkannte, was ihre Mutter in den letzten Monaten geleistet hatte. Sie hatte allein im Laden gearbeitet und dennoch alles so erhalten, wie es war. Ohne ihre Tochter und ohne ihren Mann, den sie sicher vermisste und um den sie sich sorgte, auch wenn sie das nicht zugab. Aber wer konnte ihr das verdanken? Was blieb ihr in diesen Zeiten anderes übrig, als eine starke Frau zu sein?

»Jetzt bin ich ja da, Mutti«, erinnerte Helene sie, und als ihre Mutter lächelte, bemerkte sie die Dankbarkeit darin. »Zusammen schaffen wir das.«

## KAPITEL 2

*Westliches Frankreich*

### ULRICH

Sagt der Führer: Ich lasse zehntausend Juden und zwei Schweden nach Dachau bringen. Fragt Goebbels: Warum denn zwei Schweden? Sagt Hitler: Merkste, die Juden fallen gar nicht auf.« Das Lachen der Soldaten wurde übertönt vom dröhnenden Motorengeräusch eines Fernaufklärers, der von Westen her zurückflog. Ulrich saß auf dem Boden vor einer Scheune und beobachtete das Flugzeug, bis es hinter einem Hügel verschwand.

»Aufklärer. Immer nur Aufklärer«, kommentierte er düster und zog an seiner Zigarette. »Wie lange soll das denn noch so gehen?«

»Wärest du mal zur Luftwaffe gegangen statt zum Heer, dann hättest du jetzt eine Aufgabe.« Sein Kamerad Wilhelm, den alle Willi nannten und mit dem Ulrich sich besonders verbunden fühlte, weil er aus der Nähe von Bonn, aus Ahrweiler, kam, kritzelte in einem kleinen Notizbuch, das er als Tagebuch nutzte.

Ulrich blies den Rauch in seine Richtung. »Danke für den Hinweis.«

Ungerührt schrieb Willi weiter seine Notizen.

»Ich werde hier noch verrückt«, erklärte Ulrich und schaute sich um. Überall in der Hofanlage, in der sie untergebracht waren, standen und saßen Soldaten, redend und rauchend, eine kleine Gruppe half dem Bauern bei der Reparatur eines Traktors, der Spieß erklärte zwei Jungen aus dem Dorf die Abzeichen seiner Uniform. »Seit Ewigkeiten sitzen wir hier.«

»Na und?«

»Wie kannst du dich hier nicht langweilen?«

Seufzend sah Willi auf. »Ich verstehe dein ständiges Gezeter nicht. Wir sind im schönen Frankreich! Und bekommen sogar Lohn dafür.«

»Ach, das Geld. Darum geht es mir nicht.«

»Wenn das so ist, kannst du heute Abend gern die Runde bezahlen«, kommentierte Willi grinsend, aber als Ulrich nicht darauf reagierte, legte er seinen Notizblock zur Seite. »Ulrich, schau dich um. Schöner kann ein Soldatenleben doch nicht sein. Wir haben jeden Tag etwas zu essen, und ich möchte anmerken, dass wir hier sogar ganz vorzüglich verköstigt werden, wir schlafen in vernünftigen Betten im Haus und müssen nicht wie manch andere im Heu übernachten. Wenn ich mich recht entsinne, hast du dein Lager erst neulich mit dieser Brünetten geteilt. Wie hieß sie noch?«

Ulrich zuckte die Schultern. Das kleine Schäferstündchen mit der jungen Frau aus dem Ort war nicht mehr als ein Zeitvertreib für ihn gewesen. Tagelang war sie um ihn herumgeschlichen, aber er konnte sich kaum an ihr Gesicht erinnern. »Mich hat sie immer ‚Oh Gott‘ genannt.« Er grinste.

Kopfschüttelnd verdrehte Willi die Augen. »Jedenfalls hast du keinen Grund, dich zu beschweren.«

Ulrichs Stimmung schlug sofort wieder um. »Ich bin doch nicht zur Wehrmacht gegangen, um Ewigkeiten in der Einöde auszuhalten. Nichts passiert hier. Ich will kämpfen und erobern, und nicht als Besatzer hier rumsitzen.«

»Hast du die Schlacht an der Aisne schon vergessen?«

Ulrich schnaubte. Er erinnerte sich sehr gut an diesen Einsatz, der zu seinen ersten im Krieg gehört hatte. Es war die Erfüllung eines Traums gewesen, er hatte es geliebt, mit seiner Division einen Teil zum Sieg beizutragen, jede Minute hatte er als spannend empfunden, obwohl sie von Anfang an den Franzosen überlegen gewesen waren. Er hatte deutlich gespürt, dass das genau das war, was er wollte, was er konnte. Niemals würde er etwas anderen tun

wollen, als bei der Wehrmacht zu kämpfen, hier würde er eine beeindruckende Karriere schaffen. Angriff und Gegenangriff, das Taktieren und Erobern hatten ihn erfüllt, er hätte ewig so weitermachen können. Doch der schnell erreichte Waffenstillstand hatte diesem Rausch ein Ende gesetzt, seitdem waren sie zum Warten verdammt. »Das waren doch nur ein paar Tage«, erwiderte er düster. »Und es ist schon ewig her.«

Für einen Moment hing er seinen Gedanken nach, dann runzelte er die Stirn. »Träumst du nicht auch davon, wieder einen richtigen Einsatz zu haben?«

Willi zuckte mit den Schultern. »Wenn wir noch ein paar Monate bleiben, ist mir das nur recht. Im Juli kommt mein Sohn zur Welt, und da bin ich lieber hier als in einem Schützengraben.«

Ulrich stöhnte verächtlich. Seit Willi erfahren hatte, dass seine Frau Else ein Kind von ihm erwartete, war sein Kampfgeist verschwunden. »Juli! Bis dahin sind es noch Wochen. In der Zeit wurden schon ganze Länder erobert.«

»Hm«, machte Willi.

»Die Polen haben wir auch schneller geschlagen, als sie ‚Danzig‘ sagen konnten.«

»Du verstehst das nicht. Ich habe Verantwortung. Ich möchte unversehrt nach Hause zurückkehren, zu meiner Else. Wie sollte sie ohne mich zurechtkommen?«

»Sie würde einen anderen heiraten, ganz einfach«, erklärte Ulrich gleichgültig.

»Nein.« Willi lehnte sich kopfschüttelnd zurück und musterte Ulrich. »Wenn du verheiratet wärest, würdest du ähnlich denken.«

»Unsinn.«

»Du solltest heiraten, das würde dir guttun.«

»Meine treue Liebe gilt nur dem Führer.«

Willi verdrehte die Augen, und Ulrich ärgerte sich über diese respektlose Geste, doch bevor er etwas dazu sagen konnte, sprach Willi weiter. »Das ist eine andere Art von Liebe, Bornemann. Ich rede von einer Liebe, die von innen wärmt. Meine Else ist immer

für mich da. Sie kümmert sich um mich, kocht mir das leckerste Essen ... Sie versteht mich einfach.« Seine Augen glänzten sehnsüchtig, während er schwärmte. »Ich vermisse es, bei ihr zu sein. Sie ist einfach bezaubernd, in allem, was sie tut. Ich sehe ihr sogar gern beim Schlafen zu.«

Die Gefühlsduselei seines Kameraden nervte Ulrich. »Also, bei mir schlafen die Frauen nicht ein«, höhnte er und zog an seiner Zigarette. »Keine einzige!«

»Ach, Bornemann. Du wirst wissen, was ich meine, wenn du die Richtige getroffen hast. Und ob du es glaubst oder nicht: Auch für dich wird es eine Frau geben, die dir wichtig ist. Vielleicht sogar wichtiger als der Krieg.«

»Ha! Ich habe schon viele Frauen getroffen, und ich hätte sie alle haben können«, behauptete er. Er dachte an all die Mädchen, Weiber, Damen und Huren, die ihn beehrten, die sich ihm anbiederten, manchmal nahm er sich, was er wollte. Er lächelte. »Jede Einzelne hat sich nach mir verzehrt«, betonte er, doch durch seinen Kopf schoss die Erinnerung an einen Abend im November 1938. Er hatte Helene geküsst, und sie hatte ihn zurückgewiesen. Nie zuvor und nie danach war ihm das passiert. Noch immer spürte er die Schmach.

Drei Tage später war sie angekrochen gekommen und hatte ihn um Hilfe gebeten, ausgerechnet für den Juden! Sein Mund wurde schmal beim Gedanken daran. Unwillkürlich ballte er die Hand zur Faust. »Keine Frau wird mich davon abhalten, für unser Reich zu kämpfen.«

Willi warf ihm einen nachdenklichen Blick zu. »Aber vielleicht wird eines Tages eine Frau für dich das Reich sein.«

Ulrich wollte gerade widersprechen – Willi kannte ihn offenbar wirklich schlecht –, als einer seiner Kameraden, ein kölscher Jung aus Ehrenfeld, zu ihnen trat. Er wirkte aufgeregt, sein Mund lachte zwischen den glühenden Wangen. »Habt ihr schon gehört? Wir ziehen hier ab. Es geht nach Osten.«

## KAPITEL 3

*Bonn*

### DANIEL

Die Fassaden der Häuser am Adolf-Hitler-Platz leuchteten in sanften Rottönen, während die Sonne über Bonn unterging. Ein leichter Wind spielte mit den Hakenkreuzfahnen, die hier wie überall in der Stadt gehisst waren.

Daniel lehnte sich an die Mauer eines Springbrunnens, die gespeicherte Wärme der Steine tat seinem Körper gut. Er betrachtete seine schmerzenden Hände – vor einigen Stunden war am rechten Daumen eine Blase geplatzt – und hielt sie für einen kurzen Moment in das Wasser.

»Nachher heißt es wieder, die Juden haben die Brunnen vergiftet«, kommentierte sein Kollege Frank neben ihm.

»Wir sind doch nicht im Mittelalter«, gab Daniel zurück, wissend, dass sein Kollege auf die alte Verschwörungstheorie anspielte.

»Nicht?« Frank hob vielsagend die Augenbrauen.

Daniel genoss die Kühle des Wassers und das Gefühl der Sauberkeit. Den ganzen Tag über hatte er Straßen gefegt, Dreck entsorgt und schmutzige Luft eingeatmet. Der Staub hing in seiner Kleidung und in den Haaren, klebte auf der Haut.

»Pass auf«, murmelte sein Kollege Frank neben ihm.

Daniel zog die Hände rasch aus dem Wasser, erst dann sah er die beiden Beamten der Polizei, die nicht weit entfernt über den Platz patrouillierten. Sie warfen Daniel und Frank abschätzige Blicke zu,

beließen es aber dabei und schritten weiter, ohne sie kontrolliert zu haben.

»Sind wohl schon im Feierabend«, mutmaßte Daniel und schüttelte unauffällig das Wasser von seinen Fingern.

Frank antwortete nicht. Er stützte sich auf seinen Besen und musterte die Passanten. Die meisten Menschen, die noch unterwegs waren, lächelten, als hätte das Licht des milden Frühsommertags ihre Stimmung aufgehellt. Ein Kind schleckte ein Eis und lachte albern, doch als es Franks Blick bemerkte, verstummte es. Seine Mutter zog es eilig weiter, fort von den beiden schmutzigen Gestalten.

»Ich haue ab von hier«, sagte Frank plötzlich, ohne Daniel dabei anzusehen. »Hanna und ich haben zwei Tickets für eine Passage nach Brasilien bekommen. Wir müssen es nur nach Lissabon schaffen.«

»Was? Du Glückspilz! Herzlichen Glückwunsch«, rief Daniel überrascht und lachte gegen den Stich in seinem Herzen an. »Warum erzählst du mir das erst jetzt? Den ganzen Tag über fegen wir zusammen, und du sagst kein Wort davon.«

Frank atmete tief durch. »Ich wusste nicht, wie ich es dir sagen soll. Du möchtest doch selbst so dringend weg, und ich wollte dich nicht neidisch machen.«

»Oh, tja, das ist dir leider nicht gelungen«, gab Daniel zu. Er wollte scherzen, aber es klang nicht heiter. »Ich bin schrecklich neidisch. Aber ich freue mich für dich, von ganzem Herzen. Das muss ein phantastisches Gefühl sein.«

Frank nickte und schaute auf den Boden. »Ich weiß, wie es dir geht, Daniel. Es ist entsetzlich ungerecht, dass ich hier wegkomme, und du nicht.«

Einen Moment lang schwiegen sie bedrückt. Von der Innenstadt her drang weiter die Geräuschkulisse eines unbeschwerten Sommertags zu ihnen herüber, doch in Daniels Ohren klang sie nun fast höhnisch. Mit einer Mischung aus Wut und Sehnsucht schaute er zu den Menschen, die gutgelaunt über den Platz spazierten,

die in einem Beruf arbeiteten, den sie selbst gewählt hatten, und die heimgingen in Wohnungen und Häuser, die nicht ständig kontrolliert wurden.

»Gibt es bei euch immer noch nichts Neues?«, fragte Frank schließlich.

»Nein«, murmelte Daniel und schüttelte den Kopf.

»Ihr hättet euch früher um eine Ausreise bemühen müssen.«

»Ich weiß.«

»Wegen deiner Oma zu bleiben ... Das war nicht klug.«

»Das sagt sich leicht.« Der Kommentar ärgerte Daniel, auch wenn er ihn verstand. Er hatte selbst lange mit der Entscheidung seiner Eltern gehadert, aber sie letztlich mitgetragen, wenn auch nicht mit der Selbstverständlichkeit, die seine Eltern sich von ihm gewünscht hätten. »Meine Oma brauchte uns hier, sie war krank. Wir hätten sie nicht mitnehmen können, aber sie allein in Deutschland zu lassen, kam auch nicht infrage.« Er dachte an die alte Dame, die er so sehr geliebt hatte. In den letzten Jahren war das Leben immer mehr aus ihr gewichen, aus der einst lustigen Dame war eine gebrechliche Alte geworden, die ihre Tage damit zubrachte, stumm im Bett zu liegen. Manchmal waren Tränen über ihr Gesicht gelaufen, und Daniel hatte sich gefragt, ob sie ahnte, wie sehr ihre Krankheit die Lebensläufe ihrer ganzen Familie beeinflusste. Wo wäre er heute, wenn sie nicht so schwach gewesen wäre? Wenn seine Eltern den Mut gehabt hätten, Deutschland zu verlassen? Dieses Land, das sie als Juden nicht mehr wollte. Das sie mit immer neuen Verboten belegte. Nicht einmal die tagelange Verhaftung während des Pogroms hatte seinen Vater überzeugt, sofort zu fliehen.

»Deine Oma ist vor vier Wochen gestorben«, erinnerte Frank ihn. »Wollt ihr ewig um sie trauern? Jetzt könntest du doch abhauen. Was hält dich noch hier?«

Die Frage arbeitete in Daniel, während er nach Hause ging. Was hielt ihn in Bonn? Frank hatte recht, es war höchste Zeit, das Land

zu verlassen. Er hatte es auch nach dem Tod seiner Oma nicht gewagt, seine Eltern auf die Ausreise anzusprechen, nicht während der ersten Trauerphase. Insbesondere seine Mutter Rebecca litt schwer unter dem Verlust. Aber jetzt durfte er keine Rücksicht mehr darauf nehmen! Heute, gleich, würde er mit seinen Eltern sprechen. Inzwischen waren vier Wochen vergangen, und sie hatten keine Zeit zu verlieren. Er wusste von anderen Juden, wie schwierig es war, die Papiere zu bekommen, es konnte Monate dauern, bis man einen Pass erhielt, um überhaupt ein Visum beantragen zu können. Die USA hatten inzwischen alle diplomatischen Vertretungen in Deutschland geschlossen, aber obwohl er als Kind manchmal davon geträumt hatte, in New York zu leben, war es Daniel inzwischen egal, wohin es sie ziehen würde. Sie könnten auch in Palästina ihr Glück finden, wie so viele andere aus der jüdischen Gemeinde, oder in Brasilien, wie Frank und seine Frau. Oder in der Schweiz, die es Juden an der Grenze zwar schwermachte, aber nicht unmöglich, und die immerhin leicht zu erreichen war.

Als er in seine Straße einbog, fiel sein erster Blick auf den Laden, der, wie immer, wenn er Feierabend hatte, längst geschlossen war. Ein trauriges Seufzen entfuhr ihm, er wusste, dass Helene seit einigen Tagen zurück in Bonn war, aber nicht, wann er sie wiedersehen würde. Es müsste heimlich passieren, doch er hoffte auf einen glücklichen Zufall. Es drängte ihn, sie zu treffen und mit ihr zu sprechen. Was sie wohl von seinen Ausreiseplänen halten würde? Er dachte noch darüber nach, während er durch den Torbogen in den Innenhof trat, zur Haustür ging und dort fast mit jemandem zusammenstieß, der gerade heraustrat. Überrascht ging er einen Schritt zurück. »Guten Abend, Herr Bornemann«, grüßte er ihn.

Der alte Herr schaute auf ihn herab und musterte ihn abschätzig. Er erwiderte den Gruß nicht. Das Zucken seiner Lippen verriet tiefe Abneigung. Sekundenlang hielt Daniel den kalten Blick aus, dann hob er den Kopf und schlüpfte an der mächtigen Gestalt seines Nachbarn vorbei ins Haus. Er wollte weg, fort von Menschen,

die ihn ansahen, als sei er ein störendes Insekt, raus aus diesem Land, das ihm und seiner Familie alles nahm.

Seine Eltern saßen in der Küche, als er die Wohnung betrat. Sie sahen müde aus, ihre erschöpften Körper beugten sich über die Tischplatte, sein Vater Emil massierte seinen Unterarm. Die physische Arbeit als Straßenfeger war noch ungewohnt für ihn, bis vor wenigen Monaten hatte er sein Geld als Buchhalter verdient. Seine Mutter rührte in einer Tasse Tee. Als Rebecca ihren Sohn erblickte, lächelte sie. »Da bist du ja endlich.«

»Guten Abend, Mama, Papa.« Er spürte die Aufregung in seinem Herzen und konnte nicht länger warten. Das Thema musste jetzt besprochen werden, sofort. »Es gibt Neuigkeiten von Frank«, erklärte Daniel. »Er und seine Frau reisen aus, nach Brasilien.«

Emil sah auf. »Tatsächlich?«

»Ja. Ist das nicht fantastisch? Sie fahren ab Lissabon mit einem Schiff. Sie fangen ein ganz neues Leben an.«

»Das freut mich für sie.« Emil nickte. »Da haben sie großes Glück gehabt, Brasilien ist ein gutes Land.«

»Das denke ich auch.« Daniel nickte, sein Blick fiel auf seine Mutter, die weiter in ihrer Tasse rührte. Hatte sie ihm überhaupt zugehört?

»Beherrschen Frank und seine Frau denn Portugiesisch?«, fragte sie, ohne den Kopf zu heben. »Das spricht man doch da.«

»Das weiß ich nicht. Aber das ist doch auch irrelevant. Jede Sprache kann man lernen«, behauptete Daniel.

»Hm«, machte Rebecca.

Daniel atmete tief durch. »Wir müssen miteinander reden«, bat er und schluckte. Beide Eltern sahen ihn nun fragend an. Eine kleine Falte bildete sich auf der Stirn seiner Mutter, sie ließ ihr Messer sinken. »Ist etwas passiert?«

»Nein. Oder doch, es ist sogar viel passiert in den letzten Jahren.« Er ging angespannt auf und ab, suchte die richtigen Worte.

»Die Nazis haben uns jede Freiheit genommen, und sie werden so weitermachen, das wisst ihr.«

Rebecca schüttelte leicht den Kopf. »Sag das nicht.«

Daniels Vater drehte den Kopf zu ihr. »Aber so ist es, Neshama.« Er sprach ihren Kosennamen voller Zärtlichkeit aus.

Ermutigt von der Zustimmung seines Vaters holte Daniel Luft. »Frank und seine Frau verlassen deshalb das Land, wie so viele vor ihnen, und auch wir müssen hier weg. Jetzt, da Oma nicht mehr bei uns ist, sollten wir uns um die Ausreise kümmern. So schnell wie möglich.«

»Ja.« Emil nickte so heftig, als hätte er nur darauf gewartet, dieses Thema zu besprechen. »Du hast recht. Aber es ist furchtbar schwer, Papiere zu bekommen.«

Es überraschte Daniel, seinen Vater auf seiner Seite zu haben. Er hatte mehr Widerstand erwartet, Sorgen und Bedenken, doch offenbar hatte sein Vater sich bereits dieselben Gedanken gemacht. »Das weiß ich, Papa. Ich kümmere mich darum. Überlass das einfach mir!« Kribbelnde Freude erfüllte Daniel, er war fest entschlossen, dieses Versprechen halten zu können, und erleichtert, bei seinem Vater keine Überzeugungsarbeit leisten zu müssen.

»Rebecca?«, fragte Emil seine Frau leise. »Was denkst du?«

Ohne es zu merken, hielt Daniel den Atem an. Er las die Mimik seiner Mutter, das Flackern in ihren Augen. Sie wirkte müde und erschöpft, die anstrengende Pflege ihrer Mutter hatte an ihren Kräften gezehrt. Wann hatte sie das letzte Mal gelächelt?

»Müssen wir das jetzt besprechen?« Rebecca strich sich langsam über die Augen.

»Ja.« Ihr Mann klang ungewöhnlich hart.

Rebecca sah ihn an. »Ich hatte einen langen Tag.«

»Den hatten wir alle. Aber uns läuft die Zeit davon, Rebecca. Mit jedem Tag, den wir warten, verringern sich unsere Chancen. Wir müssen besprechen, welche Möglichkeiten wir überhaupt noch haben.«

Statt ihm zu antworten, presste sie die Lippen aufeinander.

»Bitte, Mama«, sagte Daniel leise.

Sie streifte ihn mit ihrem Blick. »Auswandern ...« murmelte sie und seufzte.

»Wir können nicht in Deutschland bleiben, Rebecca. Was hält dich noch hier?«

Sie schien nachzudenken, während sie den Blick wieder auf den Tisch richtete und ihre Hände knetete. »Ich fürchte mich davor, von hier wegzugehen«, gab sie schließlich zu. »Ich kenne doch nur Deutschland, ich war noch nie woanders. Ich kann mir nicht vorstellen, in der Fremde zu leben, wo ich niemanden kenne und mich nicht einmal verständigen kann.«

Daniel ergriff ihre Hand. »Hab keine Angst, Mama! Wir schaffen das gemeinsam.«

Sie sah auf. In ihrem Gesicht spiegelten sich Zweifel und Sorgen. »Und dann leben wir an einem Ort, an dem wir keine Wurzeln haben, wo wir nicht dazugehören. Was soll daran besser sein, als hier zu bleiben, in Bonn?«

Emil schnaubte. »Rebecca, die Nazis werden nicht aufhören, uns das Leben zur Hölle zu machen. Wie schlimm muss es denn noch werden, bis du das begreifst? Wir haben schon jetzt zu lange gewartet.«

Sie legte die Stirn in Falten. »Wir haben uns um meine Mutter gekümmert. Hättest du sie lieber allein zurückgelassen?«

»Natürlich nicht. Und das haben wir auch nicht. Wir waren bis zum Schluss für sie da, aber jetzt ist sie nun mal tot.«

Rebecca warf Emil einen traurigen und verletzten Blick zu, doch sie stimmte ihm nicht zu. Stattdessen lehnte sie sich zurück und verschränkte die Arme vor ihrem Körper. »Ich kann das nicht.«

»Aber wir haben keine Wahl, Rebecca. Wer weiß, was uns sonst noch bevorsteht.« Emil schlug mit der Faust auf den Tisch, die Tasse sprang hoch, der Teelöffel klapperte aufgeregt auf der Untertasse. Daniel zuckte zusammen, so hatte er seinen Vater noch nie

gesehen. Emil war ein ruhiger und bedachter Mensch, stets leise und immer um Harmonie bemüht. Seine Wut musste schon lange in ihm gebrodelt haben.

Rebecca schien von seinem plötzlichen Wutausbruch ebenso erschrocken, sie öffnete den Mund und schloss ihn dann wieder.

»Verstehst du das nicht? Wir sind eine Familie, wir müssen uns gegenseitig beschützen. Und wie soll ich euch vor Unheil bewahren, wenn du nicht wegwillst?« Aufgelöst legte er seine Hand auf ihren Arm. »Ich flehe dich an! Lass uns das gemeinsam angehen, wir drei zusammen.«

Rebecca schluckte, dann schaute sie zwischen Emil und Daniel hin und her. »Aber wenn wir gehen, wo sollen wir denn hin?«

Daniel versuchte ein Lächeln. »In ein Land, in dem wir frei sind, Mama.«